Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreißigster Jahrgang

Nr. 42 — **Marburg i. H., den 19. Oktober** — **1916**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 3 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 3,40 Mk., Ausland 3,65 das Quartal; Einzelnummer 0,30 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 2,30 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille-Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202

Inhalt: Bochum und Gardelegen — Gottes Gerechtigkeit — Baumgartens „Politik und Moral“ — Siebenbürgischer Flüchtlingsbrief — Glockenabschied — Kleine Erlebnisse — Gottesdienste im Schützengraben am Stochod — Verschiedenes: Geistliche Kriegslieder (Mader); Franziskus von Assisi (Saitschick); Kleine Mitteilungen — Quittung — Anzeigen

Bochum und Gardelegen

Die fünfte Kriegsanleihe ist gezeichnet. Sie ist unter allen Umständen ein unverkennbarer Beweis der Geschlossenheit und Entschlossenheit unsers Volkes.

Die Genugtuung, die wir darüber empfinden, darf uns nicht träge machen. Es gilt schnell Umschau zu halten, was nun das Nächstnotwendige sei zu tun.

Uns ist kein Zweifel: das Allerwichtigste und Eiligste für uns heißt jetzt „Stadt und Land!“ — Bochum und Gardelegen!

Denn so darf es nicht weitergehn. Heilige Errungenschaften des Krieges, unentbehrliche Sicherheiten unsres völkischen Daseins stehn auf dem Spiele.

Nicht daß es am täglichen Brot fehlte. Es ist da. Und wo man einmal irgendwo ein wenig warten muß, es fehlt auch nicht an Geduld und Vertrauen, an gutem Willen.

Aber Gefahr ist, daß die zwei großen Volkshälften wider einander geraten in ihrer Stimmung, daß sie sich auseinander leben in großer Verärgerung und Verkennung.

Der Landmann weiß die Not des Städters nicht, und der Städter kennt nicht die Last des Landmanns. Schon reckt sich der Zweifel, daß der eine mit dem andern es redlich meine. Und viele Fehler sind gemacht, viele Irrtümer begangen. Aber mehr noch hat die Tücke des Objekts, die Widrigkeit der Umstände, die Unberechenbarkeit des Neuen sich dazwischen geschoben und kurzsichtige Rechnung zu schanden gemacht. Das ist oft nicht leicht zu tragen, aber es muß gemeinsam getragen werden! Es muß das Verständnis, die Gemeinschaft dafür gefunden werden!

Kein dringenderes Geschäft jetzt für alle, die es gut meinen mit unserm Volk und die dafür etwas tun können, als dies: Helft, daß Stadt und Land sich verstehen und verständigen!

Die augenblickliche Stockung der Kartoffelversorgung wird überwunden sein, wenn diese Zeilen ans Licht kommen. Aber der bittere Nachgeschmack dieser und anderer Erfahrungen muß beseitigt, die Quelle neuen Aergernisses muß verstopft werden. Wer in der Stadt wirken kann für das Verständnis des Landes, des Bauern und seiner Lebens- und Arbeitsbedingungen, und tut es nicht, dem ist es Sünde! Und wer auf dem Lande etwas gilt und kann helfen zum Verständnis des Städters, seiner Not und seines Wertes, und tut es nicht, dem ist es Sünde!

Man hat doch zuweilen jetzt hineingeschaut in einen Abgrund! Ein Volk von Brüdern, und wie wenig kennen wir uns.

Schlechtigkeit, böser Wille, schnöde Habsucht, Kriegswucher! ja das mag es ja ganz gewiß geben. Irgendwo, in irgendwelchen Menschen und Schichten. In eigennützigen Verbänden, die für nichts andres da sind als für den Profit ihrer Zugehörigen. Aber in ganzen Ständen? In den Bauern z. B.? Nein.

Wie war das so schön und zukunftverheißend, als 1915 im Frühjahr und dann andauernd der Städter lernte, jeden Morgen nach dem Himmel schauen, ob auch der Bauer das rechte Wetter habe zu seiner Arbeit? wo der Städter bei seinen Ausflügen aufs Land die Frau ehrte und segnete, die an Stelle des Mannes wirtschaftete, und die Knaben bewunderte, die des Vaters Werk trieben. Eine warme Welle noch kaum so gekannten Gemeingefühls ging durch die Herzen — und das soll vorüber sein?

Wir haben es hier mit der Kirche zu tun. Und mit der Schule. Und mit der Presse. Jetzt ist Zeit, von Stadt und Land zu reden. Auf dem Lande für die Stadt, in der Stadt für das Land. Haltet Predigten und Vorträge, schreibt Artikel, belehrt die Kinder. Studiert selber die Menschen, die ihr verurteilen hört, denen ihr geneigt seid Vorwürfe zu machen. Laßt euch von denen unterrichten, die unter ihnen leben und wirken, mit ihnen leiden. Werdet Evangelisten des gegenseitigen Verstehens, und wo ihr das nicht könnt, so holt euch solche, und sucht sie, und laßt nicht locker, bis sie kommen und lösen euch die Rätsel, erlösen euch von den Zweifeln und richtet das Panier einer echten, tiefen, inneren Verständigung auf, die auf verstehendem Wissen ruht.

Das ist die wichtigste Aufgabe für unser Inneres jetzt. Wichtiger als der U-Bot-Krieg, wichtiger als der Bethmann-Tirpitz-Zank. Denn diese garstigen Wolken werden bald in sich selber vergehen. Aber in der Volksseele darf der Riß zwischen Stadt und Land nicht ernster werden, nicht zum chronischen fressenden Uebel werden. Die Ernährungsfrage als solche ists nicht bloß. Es wird wieder einmal wahr: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein!“ Ein heiliger Verstand für unsre Gesamtlage und für die Lage einer jeden Volksschicht — Geist — Wort, das aus der Liebe kommt, das aus dem Munde Gottes geht, tut not!

Möchten die Kirchenleiter, die Pfarrer, die Lehrer, die Männer der Feder und des Wortes, möchte alle, die da klären und helfen können, begreifen, was wir meinen, und Hand ans Werk legen! Es gibt da Arbeit zu tun, übergenug, eben jetzt, und den ganzen Winter hindurch. Nur die Stunde nicht verkennen! Wenn ein paar Eisenbahnwagen Kartoffeln zu lange ausbleiben, das ist schlimm, doch über die äußere leibliche Widerwärtigkeit dabei kommt man schließlich hinweg. Aber der Stachel des Mißtrauens, der darf die Volksseele nicht vergiften.

Gesegnet die Aerzte, die von solchem Uebel zu helfen und ihm rechtzeitig vorzubeugen wissen! R

Gottes Gerechtigkeit

Die Augen des Herrn merken auf die Gerechten, und seine Ohren auf ihre Gebete; das Angesicht aber des Herrn stehet wider die da Böses tun. 1. Petr. 3, 12

Wie an die Liebe Gottes zu glauben, so fällt gar vielen auch das Festhalten an der Ueberzeugung von seiner Gerechtigkeit heutzutage recht schwer. Die Anstöße sind hier vielleicht

nicht so unmittelbar scharf wie dort, so unmittelbar in die Augen fallend und das Gemüt erschütternd; auch sind wir noch immer im Werden der Dinge mitten drin und sehen noch nicht das Ziel und Ende der Wege Gottes mit den Völkern, das Fallen der Lose und die großen Endergebnisse — aber immerhin bringt schon jetzt, da wir noch unterwegs sind mitten in der großen Entwicklung der Dinge, das ganze Weltgeschehen, die gefühlte und geschaute Machtentfaltung von Gewalttätigkeit, Ungerechtigkeit und Gesetzlosigkeit, uns in Konflikt mit dem unausrottbaren Bedürfnis, im Gang der Dinge die leuchtenden Spuren der göttlichen Gerechtigkeit aufzusuchen und aufzufinden.

Dieses Postulat der praktischen Vernunft, das in uns gepflanzt ist, wird noch nicht befriedigt, sondern nur beschwichtigt oder vertröstet durch die Berufung auf den alten Weisheitsspruch:

Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber trefflich fein,
Was mit Langmut er versäumet, bringt mit Streng' er alles ein.

Wenn es aber soll befriedigt werden und die Gefahr, an Gottes Gerechtigkeit in den labyrinthischen Irrgängen des jetzigen Weltgeschehens zu verzweifeln, prinzipiell überwunden werden will, genügt in der Tat nicht das bloße Aufspüren von göttlichen Fußtapfen in dem Wogengang der gewaltigen Ereignisse — wiewohl auch schon dieses Bemühen da und dort mit überraschenden Blicken und Beobachtungen sich belohnt sehen kann: man denke nur an das Walten der göttlichen Nemesis bei den Balkanvölkern, diese in riesigen Lettern geschriebene Illustration zu dem Liederwort des Dichters:

Aber der Gottesvergessenen Tritte kehrt er mit starker Hand zurück,
Daß sie nur machen verkehrte Schritte und fallen selbst in ihren Strick.

Doch ist ja klar, daß bei diesem Auf- und Nachspüren der Wege der göttlichen Gerechtigkeit die Subjektivität, der — an sich begreifliche und berechtigte, aber doch beschränkte — nationale Gesichtspunkt und andere Befangenheiten eine solche Rolle spielen, daß von Sicherheit, Gewißheit und Allgemeingültigkeit der Urteile keine Rede sein kann.

Darum ist Eines vor allen Dingen nötig: Wir müssen einmal recht und in der Tiefe verstehen, was die göttliche Gerechtigkeit ist und was sie will? Wenn wir unsere menschlichen Begriffe von dem, was ein Richter soll und kann, auf Gott übertragen und ihm die Funktion zuweisen, den Tatbestand festzustellen und darnach sein Urteil zu sprechen und zu vollziehen: was tun wir denn anders, als unsere Sache — so gut sie an sich ist und so sehr wir bona fide von ihrem Rechte und sittlichen Werte überzeugt sein mögen — mit der Sache Gottes verwechseln, in Eins setzen und ihm zumuten, daß er darnach handle und richte? Und heißt das nicht am Ende sein Walten in die Wirrnisse menschlicher Gedanken und Pläne, nationaler Interessen und Gegeninteressen herabziehen und ihn zum Werkzeuge unserer Wünsche herabwürdigen? Als ob das die ganze Gerechtigkeit Gottes wäre! —

Aber diese Einsicht und Selbstbescheidung, zu der wir als religiöse und denkende Menschen heranreifen müssen, zeitigt doch zunächst nur ein negatives Ergebnis: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr.“ Sie sind um einen ganzen Himmel höher. Ja, gewiß. Nur freilich das Postulat, die Forderung im Gemüt schweigt dennoch nicht und fragt weiter: Wo ist, worin erweist sich Gottes Gerechtigkeit? Die Antwort, der positive Bescheid soll ihm nicht versagt bleiben. Es fällt uns wie Schuppen von den Augen, der Horizont des Blicks erhellt und weitet sich sofort, sowie uns der rechte, wahre, zugleich der eigentlich biblische Begriff von Gottes Gerechtigkeit aufgeht. Ist er denn nur dem Richter zu vergleichen, der Tatbestände feststellt und darnach das Urteil fällt? Wie mancher ernste Jurist hat schon darüber geklagt, daß darin sein Beruf und sein Wirken aufgehen solle, seis im Zivil-, seis im Strafprozeß Recht zu sprechen, jedem seine Gebühr zu geben und dem Ort zuzuweisen, wohin er gehört. Wie viel schöner wäre es, Gerechtigkeit zu wirken, zu schaffen, zu pflanzen! Das aber ist recht eigentlich das schöpferische, göttliche Werk. Und so steht im Alten wie im Neuen Testament in und zwischen allen Zeilen zu lesen, daß die göttliche Gerechtigkeit nichts anderes ist, als die Verwirklichung des Guten, des Rechten. Der Glaube an sie ist, in seinem Kern gefaßt, die felsenfeste Ueberzeugung von der Verwirklichung des Guten — allen Widerständen zum Trotz, durch alle feindlichen Mächte, auch alle entfesselten dämonischen Gewalten hindurch.

Dies ist die wahre Anschauung von der Gerechtigkeit Gottes. Vor diesem majestätischen Anblick kommt jeder selbstische, auch jeder national-selbstische Anspruch zum Schweigen, aber auch alles Schwanken, alle Unsicherheit der Seele zur Ruhe. Der Geist, das Gemüt findet sein Gleichgewicht. Dieser Blick ins Wesen der göttlichen Gerechtigkeit schärft das Gewissen, das des Einzelnen und dadurch das der Nation; er stärkt aber ebenso gewiß die Zuversicht dessen, der sein gutes Gewissen bewahrt. Nemo laeditur nisi a se ipso, Niemandem widerfährt ein Leides als nur von ihm selber: dieser alte Spruch des Mystikers gilt dem Einzelnen, wie dem Volke. Umgekehrt aber: wenn wir himmelschreiende Ungerechtigkeiten und Gewalttaten gegen uns anlaufen sehen (man denke an den Lügenfeldzug gegen uns in der ganzen Welt, die Knebelung der Neutralen, die Erdrosselung Griechenlands und andere Verbrechen), so macht das nur den Oberflächlichen irre an Gottes Gerechtigkeit — „weil er solche Dinge geschehen lasse“ — — der Tieferblickende erkennt: „Das Angesicht des Herrn stehet wider die da Böses tun.“ Sie tun damit nichts anderes, als daß sie sich „ins Unrecht setzen“, daß sie „anziehen den Fluch wie ein Hemd“ (Ps. 109, 18), wie ein Nesselgewand.

Und so gehört zu diesem Walten der Gerechtigkeit Gottes, daß das Gute wie das Böse ausreifen und sich auswirken muß bis in seine letzten, schreiendsten Konsequenzen — damit dieses sich ausschäume und erschöpfe, jenes sich kläre, läutere und vollende.

Immer und ewig gilt die Wahrheit: die Wege des Herrn sind richtig, und die Gerechten wandeln darinnen; aber die Uebertreter fallen darinnen. Das ist die Botschaft an unser Volk in den Gluten des Weltkriegs: Soviel Gerechtigkeit, soviel Wille, dem Guten nachzukommen, — soviel Bestand, Segen und Sieg und Unüberwindlichkeit gibt es für dich. J. H.

Baumgartens „Politik und Moral“

Politik und Moral. Von Otto Baumgarten. Tübingen, J. C. B. Mohr 1916. 179 S. 3 Mk.

Der Weltkrieg hat das alte Problem des Verhältnisses von Politik und Moral jedem politisch denkenden und sittlich empfindenden Menschen mit unerhörter Gewalt aufgedrängt. Wir werfen unsern Feinden Heuchelei und Verlogenheit vor, wenn sie ihre brutale Interessenpolitik unter moralische Gesichtspunkte stellen. Wir beschweren uns über die neutrale Presse, wenn sie unsere durch politische Notwendigkeiten diktierten Kriegshandlungen an moralischen Maßstäben mißt. Aber wir ertappen uns immer wieder dabei, wie wir uns über die politischen Methoden unsrer Feinde moralisch entrüsten, während wir Kollisionen unsrer Kriegführung mit Prinzipien einer traditionellen Humanitätsmoral durch ihre politische Notwendigkeit rechtfertigen. Diese Beobachtung hat Baumgarten bewogen, im letzten Wintersemester öffentliche Vorlesungen über Politik und Moral zu halten, die jetzt gedruckt vorliegen. Kaum einer dürfte wie er zur Behandlung dieses Themas befähigt sein. Verbindet sich doch bei ihm ein leidenschaftliches, auch aktiv betätigtes Interesse für Politik mit einem äußerst reizsamen ethischen Feingefühl. Und wie sich sein theologisches Denken überhaupt in Kontrasten bewegt, weil seine Aufrichtigkeit ihm verbietet, die empfundenen und erkannten Widersprüche einem dogmatischen oder ethischen System zu Liebe zu verschleiern, so besitzt er in besonderem Maße die Gabe, den Gegensatz zwischen Politik und Moral in seiner ganzen Tiefe und Schärfe zu erfassen und ans Licht zu stellen.

Seine Vorlesungen gliedern sich in einen geschichtlichen und einen systematischen Teil. Durch beide begleiten ihn stetig Treitschkes Vorlesungen über Politik, mit denen er in allem Wesentlichen übereinzustimmen bekennt. Nur daß er den Gegensatz zwischen Politik und Moral schärfer erfaßt und schroffer formuliert. Er findet ihn im Keim schon im antiken Staat, wo Treitschke ihn für ausgeschlossen erklärt hatte, weil bei Plato

und Aristoteles die Moral völlig in der Politik aufginge; der Prozeß des Sokrates wie die dramatischen Konflikte der großen Tragiker beweisen das Gegenteil. Er weist ihn im Alten Testament nach an der politischen Haltung der großen Propheten und erklärt sein Fehlen im Neuen Testament im Anschluß an Troeltsch daraus, daß dieses ganz unpolitisch sei. Nach Troeltsch (Die Soziallehren der christlichen Kirchen und Gruppen) skizziert er auch die Kompromisse zwischen Politik und Moral in der katholisch-mittelalterlichen, der lutherischen und der calvinistischen Welt; die christliche Theorie des Naturrechts als Unterbau für die übernatürliche Moral der Offenbarung bei Thomas von Aquino ist ebenso wenig haltbar wie die lutherische Unterscheidung zwischen Amtsmoral und Personmoral und die calvinische gleichwertige Heranziehung des Alten mit dem Neuen Testament für alles weltlich-praktisch Wichtige. Es fehlt das richtige Verständnis für die Eigenart des politischen Handelns, weil eine klare Einsicht in das Wesen des Staates fehlt. Die ist lediglich bei Machiavelli zu finden. Mit innerem Widerstreben stimmt Baumgarten abweichend von dem Urteil seines Vaters Treitschke zu, der es dem großen Florentiner als unvergänglichen Ruhm anrechnet, daß er den Staat in seiner Sittlichkeit von der Kirche frei gemacht und zum erstenmal klar ausgesprochen habe: Der Staat ist Macht. „Für den Politiker als solchen bleibt die Moral immer dienstbar dem politischen Erfolg, nie letztes Ziel, nur Mittel zum Zweck, zur Selbstdurchsetzung des Staats“ (S. 60). In diesen Machiavellismus mündet das von Grotius unter Loslösung von den religiösen Voraussetzungen des Calvinismus begründete Naturrecht mit Hobbes aus. Zu ihm wird auf lutherischem Boden die Politik im Aufklärungszeitalter schon durch die politisch völlig negative Haltung des Pietismus gedrängt. Der politische Genius dieser Periode, Friedrich der Große, ist trotz seines „Antimachiavell“ einer der größten praktischen Machiavellisten aller Zeiten. Aber von dem durch und durch skeptischen, bloß politischen Rechner unterscheidet sich der königliche Held durch das klare Bewußtsein von der siegenden Gewalt der Wahrheit und der sittlichen Leistung im Gegensatz zu den leeren Anmaßungen des Scheines und der Phrase. So wenig wählerisch seine Politik in ihren Mitteln war, so ist sie doch als Gesamtleistung keineswegs unmoralisch, da alle bewußten Konzessionen der Moral an sie nur Aufopferungen darstellten gegenüber der Idee des Staates, der er ohne Lohn und Selbstruhm diente als ihr erster domestique. Seine Staatsidee ist unter dem Einfluß der idealistischen Philosophie, besonders Hegels, und auf Grund der Erfahrungen der Befreiungskriege zu einer sittlichen Höhe erhoben, auf der die negative Zielbestimmung der Straf- und Schutzgewalt zurücktritt hinter der positiven: Organismus der Volkskräfte zur Hervorrufung und Verbreitung der Kultur im Volk. Während für den aufgeklärten Despotismus Friedrichs II. das Volk nur das Objekt der Politik war, ist es nun fast überall das Subjekt des Staates. Bei dieser sittlichen Höhe der Staatsauffassung könnte jeder Konflikt mit der Moral ausgeschlossen erscheinen, wenn nicht parallel der Entwicklung des Dynastenstaates zum Nationalstaat dessen Entgegensetzung zum Weltbürgertum gegangen wäre. Er ist enger, selbstsüchtiger, abgeschlossener gegen die anderen Völker und stützt sich auf Bajonette und Goldbarren; sein Rückgrat ist die Volkswirtschaft; in der Diplomatie wie in der Behandlung der Parteien spielen daher materielle Interessen die erste Rolle; ihnen gegenüber ist das politische Geschäft mit idealen Mitteln kaum durchführbar. „So entsteht denn der Vielen unerträgliche Widerspruch zwischen der weitgehenden Ethisierung des Zieles und der bleibenden, vielleicht steigenden Unsittlichkeit der Mittel des Staatsbetriebes“ (S. 103). Das widerspricht dem Ethos des modernen Edelmenschen, den man gerade für die Politik braucht. In zwei Beziehungen steht jedenfalls das moralische Gefühl des modernen Kulturmenschen über den früheren Zeiten: in Beziehung auf Wahrhaftigkeits- und soziales Gerechtigkeitsbedürfnis. Beides kommt in der Politik nicht auf seine Rechnung. So erklärt es sich, daß die Spannung zwischen Moral und Politik gleichzeitig mit der Ethisierung der letzteren wächst. Diese Spannung wird an der Persönlichkeit Bismarcks nachgewiesen, der die Ethik der Bergpredigt als den höchsten auch für sein Privatleben maßgebenden Ausdruck christlicher Sittlichkeit anerkannte und doch in seiner Politik, der inneren nicht weniger als der auswärtigen, mit vollendeter Rücksichtslosigkeit den Gegner zu Boden trat und unbedenklich sittliche Güter für äußere Macht opferte, ohne indes den prinzipiellen Gegensatz jemals klar zu erfassen. Dabei wird sehr treffend als eine Schranke von Bismarcks Genie hervorgehoben, daß er ebenso wie Friedrich II. bei seinem unendlich durchgebildeten Staatsgefühl gar kein Volksgefühl besitzt. Das Ergebnis der Untersuchung ist, daß es nicht Mangel an Ethos, sondern eben ein anderes Ethos, das nationale Ethos war, das Bismarck über die von ihm selbst anerkannte Privatmoral der Bergpredigt hinausführte. Das ist auch das Endergebnis der ganzen historischen Abhandlung, daß die Politik ihre eigne Moral hat. Diese Autonomie ist nichts Singuläres; sie besteht, worauf Baumgarten allerdings nicht aufmerksam macht, in ähnlicher Weise für die Wissenschaft oder für das Wirtschaftsleben.

Die Grundzüge der politischen Moral werden im systematischen Teil entwickelt. Als Grundgesetz der Politik wird der Satz aufgestellt: Macht ist Recht und Sittlichkeit. Baumgarten führt ihn auf Carlyle zurück. Aber es ist doch sehr die Frage, ob der große Schotte die Vaterschaft in der ihm von Baumgarten gegebenen Deutung anerkennen würde. Wie dieser selbst hervorhebt, beschränkt Carlyle seine Erwägungen fast ganz auf die persönlichen Ursprungs- und Höhepunkte der Kultur- und Ideengeschichte. Er versteht unter Macht nicht alle Gewalt schlechthin, sondern die auf geistiger und sittlicher Ueberlegenheit beruhende Kraft überragender Persönlichkeiten, deren Recht übrigens immer erst ex eventu sich erweist. In ihrer Allgemeinheit und Zuspitzung fordert Baumgartens These jedenfalls Widerspruch heraus. Um so mehr ist zu bedauern, daß ihr Beweis nicht schlagend genug ist, um ihn restlos zum Schweigen zu bringen. Gewiß, das Wesen des Staates ist Macht; besteht nun die Sittlichkeit jeder Persönlichkeit darin, daß sie ihr eigentümliches Wesen in höchst möglicher Vollkommenheit darstellt, so ist es die höchste sittliche Pflicht des Staates als der großen Gesamtpersönlichkeit, seine Macht zu erhalten und zu steigern. Während das Individuum sich opfern soll für eine höhere Gemeinschaft, kann die Pflicht der Selbstvernichtung an den Staat nicht herantreten, weil es in der Weltgeschichte über ihn hinaus garnichts gibt. Dieser von Baumgarten aufgenommene Gedankengang Treitschkes ist zweifellos richtig. Aber ist auch die Erhaltung und Durchsetzung der Macht die höchste sittliche Aufgabe für den Staat, so folgt daraus keineswegs, daß die Steigerung der Macht auf jede Weise für jeden Staat unbedingt sittlich ist. Die russische Expansionspolitik ist ebenso unmoralisch wie die französische Kolonialpolitik. Rußland würde einen weit größeren Machtzuwachs gewinnen, wenn es durch Hebung der allgemeinen Volksbildung seine stetig wachsende Bevölkerung instand setzte, die ungeheuren Ländermassen mit ihren unermeßlichen Bodenschätzen voll auszunutzen, als wenn es seinen Landbesitz durch gewaltsame Eroberungen beständig vermehrt, ohne ihn auch nur in annähernd entsprechendem Maße zu kultivieren. Frankreich gewinnt durch sein Kolonialreich nicht wirkliche Macht, sondern nur den Schein der Macht, solange es an einem Menschenmangel leidet, bei dem es ihm noch nicht einmal möglich ist, dem Boden des Mutterlandes seine höchsten Erträge abzugewinnen. Macht ist nicht immer Recht und Sittlichkeit, sondern nur, wenn die drei Faktoren, durch die die Macht eines Staates bedingt ist: die Masse seiner Länder, die Zahl seiner Bevölkerung, die Höhe seiner Kultur in einem harmonischen Verhältnis stehen oder sich doch in der Annäherung an ein solches befinden. Baumgarten hat durchaus Recht, wenn er das Streben der deutschen Politik nach neuen Absatzmärkten und Kolonialland als moralisch verteidigt; denn dabei handelt es sich um eine wachsende Nation auf beschränktem Areal, die ihre Macht durch weitere Hebung der Volksbildung und intensivere Ausnutzung ihrer Naturkräfte und Bodenschätze kaum noch steigern kann. Aber sein exzessives Gerechtigkeitsgefühl, das nicht nur Grey, Asquith, Lloyd George, sondern auch Salandra, Sonnino, Venizelos gegen die Verdikte der öffentlichen Meinung Deutschlands in Schutz nimmt (S. 135) und bestreitet, daß die Feinde das

Mittel der Lüge systematisch angewandt hätten (S. 143), verführt ihn, Rußland dasselbe Recht auf Erweiterung seines Herrschaftsgebietes zuzuerkennen, trotzdem die Verhältnisse hier gerade umgekehrt liegen. Uebrigens bekennt er sich am Schluß der Vorlesung zu derselben Auffassung der Macht, die wir vertreten: „Die Macht, von der wir Realpolitiker urteilen, sie sei Recht und höchstes sittliches Gut, ruht auf den tiefen Grundlagen der sittlichen Kulturkraft“ (S. 126).

Ebenso zum Widerspruch reizend wie die Formulierung des Grundgesetzes aller Politik ist Baumgartens Formel für die politische Methode: „Der Zweck heiligt die Mittel.“ Diesem jesuitischen Grundsatz wird sein Odium nicht genommen, wenn man ihn mit Biedermann geistreich als die Maxime der göttlichen Weltregierung prädiziert. Aber man kann jeden aufrichtigen Menschen nötigen, anzuerkennen, daß er praktisch auch in Kreisen Geltung hat, die den Jesuitismus verabscheuen wie die Pest, ja, daß er im öffentlichen Leben tatsächlich noch durch den weit schlimmeren überboten wird: „Der Erfolg heiligt die Mittel.“ Man soll ihn also nicht von vornherein mit moralischer Entrüstung zurückweisen, wenn er als Moralprinzip des politischen Handelns proklamiert wird. Als Mittel, die durch einen großen politischen Zweck geheiligt werden können, führt Baumgarten auf: Vertragsbruch, „Kuhhandel“, diplomatische Lüge und Verschlagenheit, Ausnutzung und achtlose Wegwerfung von Persönlichkeiten, eine gewisse Grundsatzlosigkeit. Als Zweck, durch den solche Mittel geheiligt werden, gilt ihm die Erhaltung und Steigerung der Macht des Staates. Der Staat aber wird mit Treitschke als eine große Anstalt zur Erziehung des Menschengeschlechts aufgefaßt und muß als solche unter dem Sittengesetz stehen, d. h. er kann sich nur sittliche Zwecke setzen. Wer seine Persönlichkeit für den Staat in diesem Sinne einsetzt, dessen Gesamtleistung ist im höchsten Sinne moralisch, auch wenn seine Handlungsweise im einzelnen den Forderungen individueller Moral widerspricht. Ja, gerade die peinvolle Aufopferung individueller sittlicher Empfindungen und Grundsätze um des Staates willen ist von hier aus gesehen eine sittliche Tat von höchstem Wert. Als positive Tugend des Staatsmanns ist in erster Linie eine Klugheit zu werten, die gleichbedeutend ist mit einem unbeirrbaren Wirklichkeitssinn. „Es ist die Moralität der Politik: das Wirkliche gewissenhaft zu erfassen, um das Mögliche beherzt zu ergreifen, auf der Hut zu sein vor allen Ideologien und Illusionen und innerhalb der Schranken des Erdenlebens kleine Schritte vorwärts zu machen“ (S. 152).

Gegen diesen Gedankengang wird sich wenig einwenden lassen. In der Tat müssen die politischen Methoden lediglich von ihrem Zweck aus moralisch gewertet werden. Alle politische Moral muß notwendig teleologischen Charakter tragen. Aber es sind doch zwei Vorbehalte zu machen, auf die Baumgarten m. E. hätte größeres Gewicht legen können: Nicht jeder Zweck heiligt jedes Mittel, und nicht jeder Politiker kann jedes Mittel anwenden. Der erste findet seine Erledigung in der Vorlesung über „die fortschreitende Moralisierung der Politik“, der zweite in der Schlußbetrachtung „Politik und Persönlichkeitskultur“. Die fortschreitende Moralisierung der Politik trotz ihres grundsätzlichen nationalen Egoismus ist einerseits durch eine weitgehende Uebereinstimmung zwischen politischer Klugheit und moralischer Gesetzmäßigkeit bedingt; durch eine moralische Handlungsweise fördert der Staatsmann in unzähligen, vielleicht den meisten Fällen auch seine politischen Interessen; je mehr sich die Erkenntnis dieses Parallelismus verbreitet, um so moralischer wird die Politik. Anderseits wird sie moralisiert durch die Entwicklung, d. h. die Verfeinerung und Veredelung der sittlichen Gefühle, an die Baumgarten glaubt trotz der gegenteiligen Erfahrungen des Weltkriegs. Gewisse politische Methoden werden mit der Zeit unmöglich, weil das verfeinerte sittliche Bewußtsein der Völker sie einfach nicht mehr erträgt. Das sittliche Bewußtsein ist eine Macht im Leben der Völker; das erkennt die hohe Politik und Diplomatie gerade durch ihre Bemühungen an, auch bei Gewalttätigkeiten und Völkerrechtsbrüchen den Schein humaner, anständiger Gesittung zu behaupten. In diesem Zusammenhang schätzt Baumgarten die Bedeutung des Völkerrechts viel höher ein, als ich es nach den Erfahrungen des Krieges vermag. Er definiert es einmal ganz richtig als „einen Vertrag, der nur solange gilt, als er nicht mit den Existenzbedingungen eines Staates streitet“; dann wieder identifiziert er es mit den „Normen der Menschlichkeit“, zu denen auch die politische Welt sich in ein erträgliches Verhältnis zu setzen nicht umhin könne, während es sich doch tatsächlich nur teilweise mit diesen deckt. Längst nicht alle Satzungen des Völkerrechts sind Normen der Menschlichkeit; zahlreiche Bestimmungen sind lediglich Formen zur Regelung des friedlichen Verkehrs zwischen den Staaten; und längst nicht alle Normen der Menschlichkeit haben völkerrechtliche Giltigkeit gewonnen. Das Völkerrecht wird im Kriege aufrecht erhalten nur durch die Macht der Neutralen und ist gegenwärtig außer Kraft, weil die Macht der Neutralen dazu nicht ausreicht; man stelle sich die Lage vor, wenn England neutral wäre! Die Normen der Menschlichkeit werden beobachtet wegen der verderblichen Rückwirkung ihrer Verletzung auf die Moral des Volkes, dessen Führer sie begehen oder zulassen. Und die Rücksicht auf diese Rückwirkung fällt für die Moralisierung der Politik weit stärker ins Gewicht als die Achtung vor dem Völkerrecht. Baumgarten rühmt Bismarcks staatsmännische Kunst in der Berücksichtigung der sogenannten Imponderabilien, d. i. der moralischen Instinkte und Gefühle des Volkes. Tatsächlich hat er sie mit unvergleichlicher Virtuosität für seine Politik benutzt, aber die Rückwirkung seiner Politik auf sie längst nicht immer genügend berücksichtigt. Vielleicht hängt das mit der von Baumgarten an ihm hervorgehobenen Schranke zusammen, daß er bei seinem ausgeprägten Staatsgefühl gar kein Volksgefühl besaß. Bei aller Verehrung auch für die moralische Größe des eisernen Kanzlers kann man sich als Angehöriger eines annektierten Landes der Beobachtung nicht verschließen, wie verwirrend, um nicht zu sagen verwüstend, seine Politik von 1866 auf das Rechtsgefühl einer treu an ihrem Herrscherhause hängenden Bevölkerung gewirkt hat. Und ist der Tiefstand der Moral des deutschen Volkes in den Gründerjahren unmittelbar nach der Hochzeit seiner politischen Erfolge nur deren unglückliche Folge und nicht auch eine notwendige Wirkung der politischen Methoden Bismarcks? Dessen größter Fehler war freilich nach dem treffenden Urteil seines Nachfolgers, daß er die innere Politik mit den Mitteln der auswärtigen betrieb. Daran ist er schließlich gescheitert. Aber auch ohne das wirkt eine Politik, die jedes Mittel durch jeden Zweck heiligen läßt, schädigend auf die Moral des Volkes zurück. Die unmoralischen Mittel der Politik gleichen den giftigen Arzneimitteln, die nicht zu entbehren, aber auch nicht ohne schädliche Nebenwirkungen anzuwenden sind. Es ist ein Merkmal für die Tüchtigkeit des Arztes, daß er sie nur verordnet, wenn ihre schädliche Nebenwirkung in keinem Verhältnis steht zu ihrem Nutzen für den Kranken. Ebenso zeigt sich die Größe des Staatsmannes daran, daß er Mittel, die gegen die Grundsätze seiner individuellen Moral verstoßen, nur dann zur Anwendung bringt, wenn ein lebenswichtiger Zweck seines Staates auf keinem andern Wege zu erreichen ist. Ein deutscher Staatsmann wird sich um so weniger in solche Konflikte bringen — das ist Baumgartens Meinung — je entschlossener er bei dem notwendigen Uebergang Deutschlands von der kontinentalen zur Weltpolitik den Grundgedanken der Bismarckischen Aera verfolgt, daß höher und wesentlicher als alle Ausdehnung für den Staat die Entwicklung einer einheitlichen Volkskultur ist. Den deutschen Real- und Machtpolitikern erteilt er die beherzigenswerte Warnung, nicht zu vergessen, „daß alle Macht eines zivilisierten Staates, mag sie auch ihr festes Rückgrat an gesicherter wirtschaftlicher und finanzieller Unabhängigkeit haben, ihre Nerven und Sehnen an den moralischen Volkskräften hat, die zu entbinden er sich angelegen sein läßt“ (S. 166).

Die Formel für die politische Methode „Der Zweck heiligt die Mittel“ erfährt neben dieser noch eine weitere Einschränkung durch die Rücksicht des Politikers auf sich selbst, auf seine persönliche Ehre. Nicht jeder Staatsmann kann jedes Mittel anwenden. Baumgarten kommt mehrfach (S. 8, 130, 161) auf die Erklärung des Reichskanzlers vom 4. August 1914 zu sprechen, die mit einer bisher bei Diplomaten unerhörten Aufrichtigkeit die Verletzung der belgischen Neutralität als einen

Bruch des Völkerrechts anerkannte und mit der Notlage des Deutschen Reiches rechtfertigte. Er stellt die Entscheidung darüber, ob diese rückhaltlose Ehrlichkeit, die er als epochemachend im politischen Leben der Welt aufrichtig bewundert, politisch klug gewesen sei und nicht dem heiligen Zweck der Selbstbehauptung widersprochen habe, dem weiteren Verlauf der Ereignisse anheim. Aber er teilt die allgemeine Ueberzeugung, daß Bismarck diese Karte den Feinden nicht in ihr Spiel geliefert hätte. Bethmann Hollweg ist eben nicht Bismarck; ihm ging es wider seine Ehre, in dem großen und feierlichen Augenblick, wo er um das rückhaltlose Vertrauen seines Volkes warb und dessen edelste sittlichen Kräfte für seinen Kampf um Sein oder Nichtsein mobil machen wollte, die Verletzung des Völkerrechts, die durch die Not erzwungen war, durch diplomatische Verdrehungskünste oder unbewiesene Behauptungen zu rechtfertigen. Man mag das als Schranke seiner staatsmännischen Begabung beurteilen, die in seinem persönlichen Ethos begründet ist. Bismarcks Moralität war zweifellos elastischer. Aber auch seine Politik hatte ihre bestimmten Schranken an seiner persönlichen Ehre Die verbot ihm ebenso gut wie andern Staatsmännern, gewisse Mittel zur Erreichung seiner politischen Zwecke anzuwenden. Eduard von Hartmann (Das sittliche Bewußtsein. Ausgewählte Werke, zweite wohlfeile Ausgabe, 2, S. 457) findet einen Staatsmann tadelnswert, der aus Scheu vor dem Kainszeichen der Eidbrüchigkeit zögern würde, den aus den Fugen gehenden Staat durch eine verfassungswidrige Handlung zu retten, verlangt aber von dem Staatsstreichmacher das Bewußtsein, daß er als moralische Person sich opfert, indem er das Staatswesen rettet; er dürfe sich nicht wundern, daß das Volk ihn moralisch verabscheue und brandmarke. „Ebenso soll der kriegsgefangene Offizier", fährt er dann fort, „der sein dem Feinde gegebenes Ehrenwort bricht, um etwa den Seinigen eine für die bevorstehende Entscheidungsschlacht maßgebende Nachricht zu überbringen, sich darüber klar sein, daß er durch diese Lösung der Kollision zwischen den Pflichten des Patriotismus und der Treue sich für seinen Stand moralisch vernichtet; aber er wäre ein gemeiner Egoist unter moralischer Maske, wenn er in solcher Lage Bedenken trüge, seine moralische Existenz dem Vaterlande zum Opfer zu bringen. Unsittlich dagegen wäre ein Offizier, welcher nach dem Bruch seines Ehrenwortes aus Patriotismus seinen Kameraden die Zumutung stellte, ihn wieder in ihre Reihen aufzunehmen, weil durch solches Verhalten der Wert des Ehrenwortes im allgemeinen in Frage gestellt würde." Durch diese Nebeneinanderstellung des Eidbruchs eines Staatsstreichmachers aus Pflichtgefühl mit dem Ehrenwortbruch eines Offiziers aus Patriotismus wird jedem, der Bismarcks Charakter verstanden hat, mit einem Schlage klar, wo die moralischen Grenzen in der Wahl seiner politischen Mittel lagen. Er würde nie vor einem als notwendig erkannten Staatsstreich zurückgeschreckt sein, auch wenn er deswegen als Eidbrüchiger vom Volk moralisch verabscheut und gebrandmarkt worden wäre, weil er eben kein Volksgefühl hatte; aber er hätte niemals seinen Zweck durch eine Handlungsweise zu erreichen gesucht, durch die er sich als Offizier unmöglich gemacht hätte. Seine Offiziersehre war die moralische Grenze seiner staatsmännischen Genialität.

Baumgarten würde Hartmanns Kasuistik grundsätzlich ablehnen. Nachdem er sich zum vollen Bismarckschen und Treitschkeschen National- und Staatsethos bekannt hat, muß er zum Schluß doch bekennen: Der Staat und die Nation ist der Güter Höchstes nicht. Die Persönlichkeitsethik, deren Grundgedanken er in dem Goethewort ausgesprochen findet „Des Lebens I n h a l t ist des Lebens Leistung", steht ihm über allen nationalen Schranken. Er lehnt daher Treitschkes Zumutung an jeden Einzelnen, als Glied seines Staates auch dessen Irrtümer auf sich zu nehmen, entschieden ab und bestreitet dem Staate das Recht, Gefühle und innere Abhängigkeiten zu befehlen. Er nimmt demgemäß die Hugenotten wie auch die 48er, die nach Amerika auswanderten, gegen Treitschkes „intoleranten Staatskultus" energisch in Schutz und warnt davor, Nation und Staat zum Abgott zu machen. Von hier aus vermag er die Bedenken gegen die Politisierung der Massen, besonders der Frauen, voll zu würdigen. „Wer allen, auch allen Frauen, aktives Mitmachen der politischen Kämpfe, Eintreten in die Wahlbewegungen, ja auch nur Wahlpflicht und Pflicht zum Eintritt in irgend eine Partei als moralisches Gesetz zumutet, der g e f ä h r d e t d a s G e m ü t s l e b e n[1]) Ungezählter, Frauen zumal, und damit etwas, was für die Erhaltung deutscher Art doch noch wichtiger ist als ein intensives öffentliches Leben." (S. 176.) Der Satz scheint eine polemische Spitze gegen Rades Forderungen in seinem Vortrag „Unsere Pflicht zur Politik" [2]) zu haben. Rade verlangt gerade von den Idealisten die aktive Teilnahme am politischen Leben, und zwar um die Ideen der Solidarität gegenüber dem Klassenhaß, der Redlichkeit und Gerechtigkeit gegenüber der Korruption, der geistigen Güter gegenüber den materiellen Interessen, der Humanität gegenüber dem Nationalismus zur Geltung zu bringen. Er stellt also seine Forderungen im Interesse einer fortschreitenden Moralisierung der Politik, wie sie Baumgarten erhofft und durch seine politische Tätigkeit sicherlich erstrebt. Nur scheint Rade die prinzipielle Unabhängigkeit der Politik von der Moral weniger schwer zu empfinden und deren Konflikte mit den politischen Methoden weniger tragisch zu nehmen als Baumgarten. Das mag daher rühren, daß er sich vorwiegend mit der Kleinarbeit der Tagespolitik beschäftigt, während Baumgarten sich in erster Linie an der großen Politik orientiert. Indes auch davon abgesehen bleibt ein prinzipieller Unterschied in der Art, wie beide das Verhältnis von Politik und Moral auffassen, bestehen. Rade appelliert an die „moralische Entrüstung" als Motiv für aktive Beteiligung am politischen Leben; Baumgarten will dieses Motiv gerade ausschalten. Während Rade die Idealisten zu politischer Tätigkeit aufruft mit dem b e w u ß t e n Z w e c k, die Politik zu moralisieren, vertritt Baumgarten die selbständige Moral des politischen, staatlichen Lebens und die heilige Pflicht aller, sich unter den von ihr vorgeschriebenen Bedingungen am staatlichen Leben aktiv zu beteiligen, und erwartet die Moralisierung der Politik als u n b e a b s i c h t i g t e W i r k u n g der Beteiligung der Edelmenschen an ihr. Er mutet ihnen damit eine die Kraft des Durchschnittsmenschen übersteigende Selbstverleugnung zu. Bedeutet doch der Entschluß zur aktiven Beteiligung am politischen Leben Verzicht auf die harmonische Durchbildung der Persönlichkeit. Wer ihn faßt, bringt eine unlösbare Dissonanz in sein inneres Leben; er müht sich in zwei Welten ab, die durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden sind.

Aber sollte das nicht gerade das tragische Gesetz der Erdenwirksamkeit sein? Indem Baumgarten diese Frage stillschweigend bejaht, gelangt er zu dem Urteil: „Jedenfalls steht uns d a s L e b e n höher, das in beiderlei Welten sich abmüht, wenn es auch die innere Einheit nicht erreicht, als ein in sich abgeschlossenes einheitliches Leben in der einen oder andern Welt" (S. 179). Aber Jesus hat doch „seine innere Welt völlig ohne Beziehung zur politischen, zur Rechts- und Gesellschaftssphäre aufgebaut"! Eben weil er wußte, daß man nicht zweien Herren dienen kann. Darauf hat Baumgarten unmittelbar vorher hingewiesen. Wie schwer hat er dadurch seinen Lesern die Zustimmung zu jenem Urteil gemacht! Der geschichtlichen Wirklichkeit gegenüber wird ein Werturteil über Persönlichkeiten nach ihrem Verhältnis zu Moral und Politik in solcher Allgemeinheit überhaupt nicht möglich sein. Nur so viel wird man sagen dürfen: Neben Persönlichkeiten wie Jesus, die ganz in der inneren Welt der Moral leben, und solchen wie Napoleon, die ganz in der äußeren Welt der Politik aufgehen, muß es Männer geben, deren Seele beider Welten Schlachtgebiet ist; Gustav Adolf, Cromwell, Frhr. v. Stein, Bismarck gehören zu ihnen. Davon, daß sie die Spannungen zwischen Politik und Moral in sich erleben, hängt die gesunde Entwicklung der Menschheit ab. Ob sie aber höher stehen als eine der beiden andern Kategorien, läßt sich a priori nicht sagen. Das richtet sich nach ihrer moralischen Wirkung auf ihre Mitwelt und Nachwelt.

Aber durch diese Ablehnung von Baumgartens Schlußurteil fühle ich mich keineswegs grundsätzlich von ihm geschieden. Im Gegenteil, ich hoffe seiner Zustimmung sicher zu sein, wenn ich meine Stellung zu dem Problem dahin formuliere: Die

1) Vom Verfasser gesperrt.
2) Verlag der Christlichen Welt 1913.

Moral kann der Politik keine Vorschriften geben, vielmehr gibt die Politik der Moral Anregungen zu ihrer Vertiefung und Weiterbildung; das moralische Urteil über den einzelnen Politiker richtet sich nicht nach den Mitteln, sondern nach dem Zweck seiner Politik und ihrer Wirkung auf die Moral seines Volkes. Die Politik hat ihre eigene Moral; aber sie ist unmoralisch, wenn sie die Volksmoral zersetzt; denn damit schwächt sie die Kraft des Staates, dem sie dienen will, und hebt ihre eigenen Voraussetzungen auf. Ernst Rolffs

Siebenbürger Flüchtlingsbrief

Von der Zensur nicht genehmigt. Daher die Kürze der Nummer.

Glockenabschied

Von der evangelischen Gemeinde in Villach (Kärnten) am Tage der Glockenabnahme gesungen [1])

Noch einmal klingt und läutet
Herab vom höchsten Chor,
Noch einmal ruft und deutet
Hinauf, zum Herrn empor!
Schon ist die Hand am Werke,
Die euch von hinnen trägt
Und mit des Hammers Stärke
Das Erz in Trümmer schlägt.
Ihr seid so oft erklungen,
Wenn uns ein Liebstes schied;
Nun singt mit Engelszungen
Euch selbst ein letztes Lied!
Das Scheidelied vom Sterben
Für Volk und Vaterland —
Singts aus und brecht in Scherben
Und schmelzt im Opferbrand!
So sollt auch ihr vergießen
Wie Helden euer Blut,
Verströmen und zerfließen
In heißer Todesglut.
Muß eures Liedes Schöne
Nun auch wie Wind verwehn:
Es wird im Schlachtgedröhne,
Im Donner auferstehn.
Dann soll aus Feuerschlünden
Noch schlagen euer Herz
Und eure Stimme künden:
Wir sind geweihtes Erz!
Dann solls im schwersten Ringen
Den Treusten in der Not
Wie Glockentöne klingen:
Harrt aus bis in den Tod!
Harrt aus! — Das ist zur Stunde,
Da ihr von hinnen zieht,
Aus eurem Heroldsmunde
Für uns das letzte Lied.
Ihr läutet uns den Frieden,
Den teuren, nicht mehr ein,
Und wenn einst wir geschieden —
Ihr werdet stille sein.
Nur du bleib uns zu eigen,
Herr Gott, voll Kraft und Ruh;
Wenn deine Boten schweigen,
So rede du, nur du!
Gib, daß wir unverdrossen
In Stürmen feste stehn
Und laß, was du beschlossen,
Mit großer Macht geschehn.

Johannes Heinzelmann

Kleine Erlebnisse

1. Der alte Postbote

Anscheinend war er bereits aus dem Dienst ausgeschieden, und ist jetzt nur für die Kriegszeit wieder eingetreten. Er trägt Telegramme aus. Ich begegne ihm öfter. Freilich kennt er mich nicht mehr. Um so genauer kenne ich ihn. Er ist nur einmal bei uns gewesen. Damals brachte er ein Telegramm aus einem Lazarett in Russisch-Polen, das den Tod eines Kriegsfreiwilligen meldete. Da der Verstorbene unsern Namen trägt, mußte er annehmen, es sei unser Sohn; ein anderes Verwandtschaftsverhältnis war nicht angegeben. Tatsächlich war es ein Neffe, der bei uns gewohnt hatte, und wir hatten seinen Tod einige Stunden vorher bereits auf anderem Wege erfahren. So waren meine Frau und ich an jenem Abend natürlich traurig, aber es war uns beim Empfang des Telegramms immerhin nicht wie Eltern, die die erste Nachricht vom Tode eines Sohnes erhalten. Rührend war jedoch die Teilnahme und Zartheit des alten Mannes.

Offenbar gab das Postamt in solchem Falle den Telegraphenboten Kenntnis vom Inhalt der Depesche, die sie auszutragen hatten. Die Vermutung lag nahe, man lasse gerade derartige Nachrichten nach Möglichkeit diesen alten Beamten überbringen, nicht die jungen Hilfsboten — oft sehen die ja unglaublich jung aus. Wundern würde sich niemand, wenn ein Berliner Postbote solches Telegramm einfach in den Briefkasten würfe, klingelte und sich möglichst schnell entfernte, um nicht Zeuge von Bestürzung und Trauer sein zu müssen. Was unser Mann damals im einzelnen gesagt hat, als meine Frau und ich an der Tür das zusammengefaltete Blatt in Empfang nahmen, weiß ich nicht mehr. Es war schlicht und tat uns wohl. Vielleicht hat die Post inzwischen, da der Krieg nun so viel länger dauert und Todesnachrichten von draußen immer und immer wieder kommen, auch begonnen, Telegramme dieser Art geschäftsmäßiger zu behandeln. Damals hatten wir das Gefühl, das man in der großen Stadt so selten hat: unser Volk ist doch eine große Familie geworden.

In einer Mittelstadt meiner Heimat erzählte man mir Folgendes. Ein als begabt und strebsam bekannter Volksschullehrer, der früh starb, hinterließ einen einzigen Sohn. Der junge Mann studierte und war der ganze Inhalt des Lebens der Mutter. Bei Kriegsbeginn trat er als Freiwilliger ein. Als er gefallen war, hat der Postbote, der oft genug im Gesicht der Mutter gelesen hatte, wenn er ihr die Briefe des Sohnes brachte oder sie einmal vergeblich auf Briefe wartete, flehentlich gebeten, man möge ihm erlassen, daß er ihr dieses Telegramm zustelle. „Ich kann es nicht." Ob seinem Wunsche hat entsprochen werden können, weiß ich nicht. Auch nicht, ob das richtig gewesen wäre.

2. Die Apfelsine

Meine Frau fuhr in diesem Sommer abends einmal eine längere Eisenbahnstrecke. Vierter Klasse; der Wagen fast voll. Es war ein heißer Tag gewesen, am heißesten vielleicht für eine Handelsfrau, die mit ihrem Jungen einstieg. Wie man aus ihren Gesprächen erfuhr, waren sie den ganzen Nachmittag umhergegangen. Der Junge klagte begreiflicherweise über Durst. Die Mutter gab ihm etwas Zuckerzeug. Das half für den Augenblick. Die Rede kam auf allerlei, auf den Vater im Felde, den Frau und Kind wirklich lieb zu haben schienen, auf Hindenburg und die Russen, Amerika und die Lebensmittelpreise, die Ernteaussichten und so weiter. Wieder war inzwischen der Durst des Jungen groß geworden. Aber er äußerte ihn nur ganz bescheiden, und die Mutter hatte nichts mehr, was Durst löschen konnte. Kaffee auf Bahnhöfen gibts auch nur noch wenig, an diesem stillen Abend und auf dieser Strecke war vollends keine Rede davon. Meine Frau hatte noch eine Apfelsine bei sich. So gab sie die dem Jungen. Der strahlte sie an, betrachtete sie hin und her, machte aber keine Miene, sie zu essen, sondern steckte sie in seiner Mutter Handtasche. Darauf meine Frau: „Nein, die darfst du essen, die sollst du essen." „Nee, die heben wir uff, bis der Vater wiederkommt."

Nun, seine Mutter wird ihm bald klar gemacht haben, daß sich so lange keine Apfelsine hält. Aber wie viel Tapferkeit lag in diesem Unverstand!

3. Die Moral

Warum ich diese Kleinigkeiten erzähle? Es erlebt ja jeder von uns dergleichen. Aber was wir viel öfter sehen und hören, was sich vordrängt, was auf allen Gassen wahrzunehmen ist, das sind Aeußerungen und Gesinnungen der entgegengesetzten Art, Profitgier, Verbitterung, Schelten und Schimpfen, Leichtgläubigkeit allem Klatsch gegenüber und Verzagtheit, die, angesichts der Leistungen unsrer Wehrmacht, wahrhaft unwürdig ist. Man soll aber nicht meinen, Geduld und Treue, Recht-

1) In Oesterreich werden jetzt viele Kirchenglocken vom Turm geholt, um Kanonen daraus zu gießen.

lichkeit und Brüderlichkeit, stiller Mut und schlichtes Heldentum seien nur in dem Maße vorhanden, in dem sie, an jenen unerfreulichen Dingen gemessen, hervortreten. Nein, das Schlechte sieht man, an das Gute muß man oft vielmehr glauben. Wir dürfen es aber auch. Wir erleben immer wieder, daß etwa auch solche Leute, die das heilloseste und törichtste Gerede über die Kriegslage oder über die wirtschaftlichen Maßnahmen der Behörden andächtig anhören und leichtfertig weitergeben, doch, wenn über sie persönlich ein schweres Leid kommt, es mit vorbildlicher Tapferkeit tragen.

Dem Unerfreulichen sollen wir noch schärfer entgegentreten als bisher; zum Beispiel scheint mir noch nicht genug gegen den Klatsch gepredigt zu werden. Aber wir wollen auch von unserm Glauben an das Gute in unserm Volk Zeugnis ablegen, und damit uns und Andere aufrichten. Es liegen genug große Erfahrungen im Kleinen vor.

Gottesdienste im Schützengraben am Stochod

Zwischen Geranien und Blattpflanzen stahl sich ein gelber Lichtschein durch die Fenster meines Quartiers nach der russischen Dorfstraße. Die Hähne schlugen die vierte Morgenstunde an. Sterne schienen, Wolken zogen. Auf bleichen Spuren suchte das Pferd seinen Weg.

Ein laues und duftiges Dämmern entspann sich auf der Höhe hinterm Dorfe. Unmerklich schob sich das Licht der Sterne in das Grauen des Tages. Vom breiten, flachen Lager russischer Landschaft erhob sich mählich der Morgen. An zerstreuten Gehöften mit dicken Strohhauben und offenen Fensterluken öffnete er die Lider. Ueber weite, leere Ebenen streckte er sich und stützte sich in der Ferne an niedrigen, dunstigen Waldlehnen auf. Dort war es auch, wo er das nächtliche Kollern der Geschütze von sich schüttelte, wie einen beklemmenden Traum.

In diesem fahlen Dämmern stand die Kompagnie. Vor Erdaufwürfen mit finsterm Eingang, ihrem Bereitschaftslager. Sie hatte die ganze Nacht gearbeitet und harrte nun der Morgenandacht als ihres Abendgebets. Wenn in der Seele noch ein Verlangen ist, zögert der Schlaf. „Wir alle verlangen nach einer geistlichen Erbauung" hatte der Bataillonskommandeur geschrieben. So merkten sie auf das Wort, das sie an der Schwelle des dritten Kriegsjahres und vor der Stirne eines neuen Feindes vernahmen: „Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei meiner rechten Hand, du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich mit Ehren an."

Inzwischen war die Sonne aufgegangen, aber ihr Schein war fahlgelb, wie der des Mondes. Und ein blaugraues Gewölk schickte sich an, ihr Licht zu brechen, daß es nur noch wie durch blaue Kirchenfenster über die Grabenwälle, die Drahtverhaue und den feindlichen Waldsaum fiel. Mit dem Halbdunkel der Grabengänge aber vermischte sich dieses feierliche Morgenlicht zu einer Dämmerung, wie sie in Domen und Kathedralen zu stehen pflegt.

Zwischen zwei Schulterwehren, wo eine lange Stufe dem Posten als Austritt, den Stürmern als Aussprung dient, kamen zwanzig bis dreißig Mann zusammen. Mehr ließ die Gefahr nicht zu. Sie erschienen, wie sie in ihren Grabenhöhlen gelegen hatten, in der Mütze, ohne Koppel, ohne Seitengewehr. Der Glaube vor dem Feinde schmückt sich nicht mehr, er ist nicht ein sonntäglicher Aufputz, er ist werktätiger Alltag. Die Stätte seiner Anbetung ist zugleich die Stätte seiner Mühe und Arbeit, seines Streitens und Siegens. Die Grabenhöhle ist das Kämmerlein, von dem Jesus sprach, der Graben, aus dem die Geschosse fliegen, das Gotteshaus, die Stufe, auf der die Posten spähen, die Kirchenbank. An diesem Morgen schwiegen Waffen und Waffenlust, und stille Seelen horchten.

„Gott ist gegenwärtig,
Lasset uns anbeten
Und in Ehrfurcht vor ihn treten
— — — — — — — —
Hier liegt unser Wille,
Seele, Leib und Leben
Dir zum Eigentum ergeben."

An Gottes nahes, ganz nahes Walten hier vornen in den Gräben dachten wir. An seine Macht, wie sie Leben fordert, an seine Liebe, wie sie Leben schenkt, an seine Heiligkeit, wie sie den Völkern Gericht und Gnade spricht. Und wir näherten uns ihm wieder in der Ehrfurcht vor seiner Macht und Heiligkeit, in der Liebe zu seiner Liebe und in dem Willen zur Hingabe an seine Befehle und Wege.

Eine wundersame Weihe lag über Mann und Graben. Wer sie zum ersten Mal gefühlt, dem ist sie unsäglich zart und herzbeweglich, an dem Orte, wo sonst Waffen klirren, Geschosse krachen und der Menschen letzte Rufe hallen. Unverwandt hatte der Posten über uns auf dem Schützenaustritt seinem Gewehr entlang nach dem Feinde gespäht, wie sein Befehl es erheischt. Als es aber ans Beten ging, legte er den Helm auf die Brustwehr und senkte den Kopf.

Noch blieb alles still bei Freund und Feind. Man fühlte die weite, weite Abgeschiedenheit von der Welt. Ein Gedanke an die Heimat flog an. Und ein weiches Gefühl strömte in die harte Schale, die Wehr und Waffen hier um das Herz legten. Da suchte man des Glaubens trautesten Klang. Wie Mutterliebe sollte es die neue Schar umfangen, die sich, wie die erste, zur Andacht versammelt hatte:

„Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen.
Freuet euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben stehn.
Seht, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen."

Als Kinder der Fremde, der wechselnden und vergänglichen Lose ließen wir uns froh und stolz machen durch den Glauben, Kinder eines Vaters im Himmel, eines unwandelbaren Freundes und Hüters, eines guten und weisen Schicksalslenkers und eines ewigen Todesströsters zu sein. Nie war es eine so herztraute Botschaft wie hier in der Verlassenheit und Vergessenheit des Schützengrabens, ein paar hundert Meter vom Feinde entfernt:

„Das Vaterhaus ist immer nah,
Wie wechselnd auch die Lose,
Es ist das Kreuz auf Golgatha
Heimat für Heimatlose."

Am Ende dieser Andacht sah man in manchen Augen Perlen glänzen wie Morgentau.

Die Sonne war höher gestiegen. Sie legte erst goldige Säume an die Wälle der Gräben, die noch im eigenen Schatten lagen, und begann dann, um die Häupter der kleinen Soldatengemeinden zu spielen.

„Morgenglanz der Ewigkeit,
Licht vom unerschöpften Lichte,
Schick uns diese Morgenzeit,
Deine Strahlen zu Gesichte,
Und vertreib durch deine Macht
Unsre Nacht."

Da regte sich aber auch das Feuer von Freund und Feind. Leichte Granaten und schwere Minen und Schrapnelle, die über der Stellung Rauch und Kugeln verpufften. So durfte in einer Andacht auch die Mahnung nicht fehlen, seines bisherigen Lebens Wandel und Gestaltung dem Ernste des Schützengrabens Stirn gegen Stirn gegenüberzustellen und Herz und Sinn zu reinigen für eine zeitliche und ewige Zukunft.

So ging es von Graben zu Graben, von Zug zu Zug. Und mancher Führer folgte seiner Kompagnie von Andacht zu Andacht. Um die zehnte Morgenstunde war ein Bataillon vor seinem Gott gestanden.

Heller und stärker wurde der Sang der Vögel in den Bäumen, die in unversehrter Sommerfülle ihre Zweige friedsam über die Gräben hingen. Lauter der Sang der Geschütze, lauter das Treiben hinter den Drahtverhauen. Die morgen- und ewigkeitsstille Weihe begann der kriegerischen Regsamkeit zu weichen. Nach innerer Einkehr und Sammlung harrte alles wieder der Tat und der Zukunft. Nur der Stochod träumte weiter im Schatten des Waldsaums und trieb seine schmalen, heiß umstrittenen Wasser gleichmütig weiter durch Schilf und Ried. Und stille blieb es, wo der Feind noch näher war und durch Urwalddickicht ein mooriger Pfad zu Schanze und versteckten Gewehren, zu Strauch- und Drahtgeflecht führte. Emil Ott

Verschiedenes

Geistliche Kriegslieder. Von W. Mader. Zweite stark vermehrte Auflage. Bis 40. Tausend. Eschelbach, Post Neuenstein (Württemberg). Selbstverlag des Verfassers. 88 S. 25 Pfg. Partiepreise.

Eigenartig, schon weil meist auf bekannte Choralmelodien zu singen. Den ersten 20000 bezeugen eine Reihe von Pfarrern und Lehrern willkommenen Eingang in die Gemeinden, besonders bei Kriegsbetstunden.
Theodor Haering

Franziscus von Assisi. Von Robert Saitschick. München, C. H. Beck 1916. 79 S. Zweite Auflage. Gebunden 2,50, in Leder 6 Mk.

Wie in eine Oase aus der Wüste des Kriegs kann man sich flüchten in dieses durchseelte Buch, das ein Abglanz von der Gestalt des Heiligen ist, den ehrfürchtige Hingebung fein und tief gezeichnet hat. Keine neue Lebensbeschreibung — dazu ist zu wenig Neues darin, kein Lobpreis noch erbauliche Darstellung, sondern ein Evangelium vom heiligen Franz, wie es auf Studien beruht, von denen eingestreute Anführungen zeugen, und wie es durch die Persönlichkeit des Verfassers bestimmt ist. Wundervoll leuchtet der Heilige heraus; aus vielen Zügen setzt sich sein Mosaikbild zusammen. Sein Aufstieg zur Freiheit und Innerlichkeit, deren Kennzeichen die Armut ist, samt dem großen Glück, das die Seele des Befreiten erfüllt, sein Wirken in seiner erhabenen Kindlichkeit, sein Kampf und tragischer Ausgang — dieser ganze Lebensgang gehört zu denen, die man immer wieder gern neu vernimmt, weil eine höhere Welt darin zur Erscheinung kommt. Freilich unsers Weilens ist dort nicht. Gestärkt auf diesen Gefilden der Innerlichkeit kehren wir wieder zurück zum Schaffen und Streiten. — Es ist schön, daß das Buch schon nach wenigen Monaten eine zweite Auflage erlebte. Niebergall

Kleine Mitteilungen. Bochum und Gardelegen! Diese Ueberschrift wird keiner weiteren Rechtfertigung bedürfen. Sie genüge zum Zeichen, daß unser Gewissensruf ganz bestimmte Geschehnisse im Auge hat, die näher auszukramen wir nicht im mindesten die Lust verspüren. Wer aber das angeschlagene Thema in der Christlichen Welt oder wo sonst wirksamer als wir zur Geltung bringen mag, dem drücken wir dankbar die Hand. — Die Vereine für innere Mission, der Evangelische Bund usw. wären berufene Vermittler; auf städtischen Gemeinde-

abenden sollte der Landpfarrer, auf ländlichen der Stadtpfarrer ein verständiger Dolmetsch der Parteien sein. Gewiß, was wir meinen, ist nur ein Zug in einer ungemein verwickelten Sachlage, aber einmal begriffen hebt er sich rein und einfach heraus, und er geht uns an.

„Die Pflicht, unsern Staat mit Gold zu versorgen, tritt auch an unsre Kirchen heran. Was ist geschehen, um ihre Schätze an Goldgeräten und dergleichen dem Vaterlande dienstbar zu machen? Kunstwerke soll man schonen, aber die künstlerisch wertlosen Stücke soll man zu opfern nicht zögern.“ So wird uns geschrieben. Dasselbe lasen wir auch in der Frankfurter Zeitung. Wir möchten dazu Zweierlei sagen. Die goldenen Abendmahlsgeräte, welche unsre Kirchen besitzen, dürften meist Kunstwert haben. So weit das nicht der Fall, sollten die Kirchen sich in der Tat so wertloser Prunkstücke entäußern. Aber die meisten „goldenen“ Geräte sind nur vergoldetes Silber. Man macht sich da vor allem in unkirchlichen Kreisen falsche Vorstellungen. Wenn wir nicht irren. Vielleicht äußert sich ein Kundigerer dazu.

Der vielbesprochene Vortrag von D. Zoellner auf der Augustkonferenz ist in Nr. 40 f. der Evangelischen Kirchenzeitung erschienen. Fast wichtiger bleibt sein Aufsatz „Der Zwiespalt in der Kirche und ein Versuch seiner Lösung“, den die AELKZ aus dem Schneider'schen „Kirchlichen Jahrbuch für die evangelischen Kirchen Deutschlands 1916“ im voraus abdrucken konnte. Das Buch ist nun erschienen: bei Bertelsmann, Gütersloh. 6 Mk., gebunden 7,50. Zugegangen ist es uns nicht, aber es wird in seiner Weise vortrefflich sein wie immer.

Philippis Altmutter ist von einer deutschen Bühne zur Aufführung angenommen. Die Freunde sollten es mehr ins Feld schicken. Es ist doch ein echter Gruß aus der ersten Kriegszeit. R

Quittung

Für die Not der Siebenbürger Sachsen (2. Quittung): 300 Mk. Liebesgabe der Lehrerschaft des Realgymnasiums (Reitbahnstraße 30) in Chemnitz; 70 aus den Kirchengemeinden Speckswinkel und Erksdorf; 50 Sammlung von H, Marburg; je 30 von F R, Goslar; Familie D B, Frankfurt a. M.; 25 Konfirmandengabe aus Leopoldshall (für Gustav Adolf-Zwecke gesammelt); je 20 von Ath, Jena; v Oe, Freiburg; je 10 von H W, Magdeburg; J B, Wildberg; Pfarramt Sakro; 9 von M v S, Dahlem; je 5 von G F aus dem Feld; C M, Berlin; G F, Gotha; 2 von A M, Waltershausen; 1 von W v S, Dahlem.

Wir bitten herzlich um weitere Gaben! D H

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Chemnitz. Bund für Gegenwartschristentum. Mitgliederversammlung Mittwoch 15. November 8 Uhr Deutscher Kaiser: Der Gottsucher in der modernen Literatur. Fräulein Oberlehrerin Lieske.

Chemnitz. Bund für Gegenwartschristentum. Oeffentliche Versammlung Freitag 27. Oktober 8 Uhr Carola-Hotel: Deutschlands zukünftige Kulturaufgaben in der Völkerwelt. Missionsdirektor Lic. Dr. Witte-Berlin.

Dessau. (Freunde ev. Freiheit) Mittwoch 15. November abends 1/49 Uhr in der Askania: Religiöse Beeinflussung der schulentlassenen Jugend. Pfarrer Werner-Dessau.

Frankfurt a. M. Freunde der Christlichen Freiheit. Montag 23. Oktober 1/29 Uhr Hotel Kaiserhof. Generalversammlung. Vortrag von Konsistorialrat D. Foerster: Die Trauer.

Magdeburg. Montag 13. November 4 Uhr Hasselbachst. 1 (Stadtmission): Die Lage des deutschen Protestantismus vor hundert Jahren und heute. Lic. Mulert-Berlin.

Versammlungskalender

23. 24. Oktober	Deutsch-Evangelischer Gemeindetag Halberstadt
23.—25. „	Nederlandsche Protestantenbond Groningen
23.—25. „	Lehrgang für evangelische Preßarbeiter Halle
7.–9. November	Gesellschaft zur Beförderung des Christentums unter den Juden Halle
16. 17. „	Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt Berlin

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 41. Berliner Synoden — Westpreußen Januar bis Juni 1916 — Der Krieg: Kardinal Mercier; Im besetzten Polen; Austritte aus der Landeskirche — Verschiedenes: Die Pfarrhelferin; Die Evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika — Personalien

Wie führe ich eine Vormundschaft?
Gemeinverständliche Aufklärung. Unter Berücksichtigung der neuesten gesetzlichen Bestimmungen und Ministerialerlasse. — Mit Antragsformularen, Tabellen u. Sachverz. Von Ger.-Ass. **Walter Grueneberg**
Aus dem Inhalt: Vormundschaft über uneheliche und eheliche Kinder. — Annahme an Kindesstatt. — Namensänderung. — Fürsorgeerziehung. — Berufsvormundschaft.
64 Seiten **1 Mark**
Stiftungsverlag in Potsdam

Gebildete Dame, Pastorentochter, heiteren Charakters, musikalisch, in Gesang ausgebildet, sucht für 1. oder 15. November Stellung in gutem Hause, wo Dienstbote vorhanden, zur Führung des Haushalts oder zu leichter Pflege einer Dame oder eines älteren Herrn, event. zur Hilfe in Heilstätte, Kriegsinvalidenheim, Kinderheim oder dergleichen. Angebote unter **G R** an den Verlag.

KRIEGSPHILOSOPHIE!

Soeben wurden ausgegeben.

Vaihinger, Geh. Rat Prof. Dr. **H., Nietzsche als Philosoph.**
4. vom Verf. neu durchgesehene Aufl. **Feldausgabe.** 1.-10. Tausend. Kart. M. 1.—
Außerordentlich klar, geistvoll und in höherem Sinne populär geschrieben, bringt die Schrift eine zusammenhängende Darstellung der Lehre Nietzsche's.

Windelband, W., Geschichtsphilosophie. Eine Kriegsvorlesung.
Fragment aus dem Nachlaß herausg. von Wolfgang Windelband und Bruno Bauch. M. 3.—
(Ergänzungsheft zu den Kantstudien Nr. 38)

Vierkandt, Dr. **A.,** Prof. a. d. Univ. Berlin, **Machtverhältnis und Machtmoral.** M. 1.60

Verlag von Reuther & Reichard in Berlin W 35

Ein neues Predigtbuch von Pfr. Gust. Benz!

Dennoch bei Gott!
Predigten aus den Kriegsjahren 1914-1916
von Gustav Benz, Pfarrer in Basel.
Broschiert M. 3.60; in solidem Ganzleinwandband M. 5.–.

In tiefgrabender Gedankenarbeit und dabei doch beneidenswert schlichter und warmer Sprache sucht der Verfasser das vielverästete Problem des gegenwärtigen Krieges, seine Aufgaben, Sorgen, Nöte und Versuchungen zu meistern und zwar so, daß er meist vom Boden des Neuen Testaments aus durch den Glauben an Christum Herz und Gewissen stärken möchte. Namentlich unseren Intellektuellen, die nicht selten ein recht dürftiges Bild von Jesus und seinem Evangelium haben, könnte das Buch einen gesegneten Dienst tun, aber auch denen, die allwöchentlich in Predigt und Kriegsbetstunde zu geben haben und etwas von der bedrückenden Gefahr der Eintönigkeit wissen, werden sich hier neue Bahnen erschließen. Die Art, wie er im Wetterzeichen des Krieges die verschiedensten Fragen des Volkslebens christlich anzufassen und ebenso taktvoll wie ernst zu behandeln versteht, muß anregend und befruchtend wirken. (Greifswalder Zeitung.)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen; wo keine solche am Ort, wende man sich direkt an die Verlagsbuchhandlung von Friedrich Reinhardt, St. Ludwig i. Elsaß.

Altmutter

Bauerndrama aus der Zeit des großen Krieges in vier Aufzügen
von Fritz Philippi
46 Seiten 90 Pfg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Einsendung von 95 Pfg. (Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 9807) direkt vom Verlag.

Christenglaube in Krieg und Frieden
1. Im Krieg
Von
Martin Rade

Kriegs-Andachten der Christlichen Welt. Preis 1.30 Mk.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder nach Voreinsendung von 1.50 Mk. (Postscheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 9807) direkt vom Verlag.

Verlag der Christlichen Welt, Marburg i. H.

Arbeitsfreudige junge Mädchen (18—35 Jahre)
mit guter Schulbildung werden zur Ausbildung als Schwestern für die sächsischen Heil-, Erziehungs- und Krankenanstalten gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt. Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen werden versendet.
Oberpfarrer Naumann, Rektor des Kgl. Schwesternhauses, Hubertusburg b. Wermsdorf, Bez. Leipzig.

Krüger & Co., Abt. Antiquariat und Sortiment, ***Leipzig XII, Liebigstr. 9, liefern bei 1/4 jährlicher*** *Teilzahlung Bücher, Musikalien meist umgehend. — Antiquariats-Katalog postfrei, Ankauf und Tausch.*

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu als Beilage ein Prospekt von der A. Deichert'schen Verlagsbuchhandlung Werner Scholl in Leipzig (Kittel, Die Psalmen; Sellin, Kommentar zum Alten Testament u. A.)